

De thuiswacht

Dola de Jong

Uitgeverij Cossee, 2017

Aus dem Niederländischen

von Anna Carstens

annacarstens@online.nl

Probeübersetzung S. 86-90, S.117-124

Wenig später, an einem warmen Oktobertag, kam sie mir vor wie ein Vogel, unschlüssig, wo er sich niederlassen soll: unter dem Dach des Hauses, an dessen Fenstern Gesichter von Menschen erscheinen, wo eine Stimme, ein Lachen oder ein merkwürdiges Geräusch Anlass zur Vorsicht sind, in diesem oder jenem Baum, in der Regenrinne der Scheune oder vielleicht doch lieber im sicheren Wald? Er fliegt hierhin und dorthin, trippelt ängstlich umher, flattert unruhig, schwebt davon, schwenkt um, und beginnt dann von Neuem mit seinen Überlegungen. Wir waren in die Dünen gegangen; es war kühler geworden und ich hatte eine Mulde im Schutz eines Fischerhäuschens aufgesucht, während Erica am Strand über das Meer blickte. Eine Amsel, die sich hier an die Küste verirrt hatte, fesselte meine Aufmerksamkeit eine Weile und brachte mich auf den Vergleich mit dem Vogel.

„Weißt du“, sagte Erica, als sie zurückkam, „eigentlich leben wir völlig falsch. Wir müssten uns etwas am Meer mieten, unsere Etagenwohnung aufgeben und pendeln.“

„Ja, eine gute Idee“, sagte ich ohne zu überlegen, denn schon bald wäre dieser Gedanke wieder vergessen. Ich musste gar nicht darauf eingehen. Ständig hatte sie neue Einfälle, die aber nie in die Tat umgesetzt wurden. Pläne, Unruhe und warten auf – ja, worauf eigentlich?

Doch diesmal hatte ich mich geirrt. Ich maß Ericas Verfassung in der darauffolgenden Woche keine Bedeutung bei. Natürlich merkte ich, dass ihre Stimmung sich aufgehellt hatte, aber ich war einfach nur froh, dass wenigstens für ein paar Tage Ruhe und Harmonie im Haus herrschen würden, dass sie glücklich war. Am Sonnabend kündigte sie an, sie würde den ganzen Sonntag ausgehen, ich bräuchte nicht auf sie zu warten. Wie gewohnt stellte ich keine Fragen, und als ich am Sonntag um zehn Uhr aufwachte, war sie nicht mehr da.

Ich verbrachte den Tag allein, gönnte mir ein Frühstück im Bett, schrieb Briefe, las etwas und genoss meine Ruhe. Nachmittags im Rijksmuseum, inmitten der Paare und Familien, die sich an den Gemälden und Rüstungen vorbeischoben, überkam mich jedoch ein merkwürdiges Gefühl der Einsamkeit. Ich dachte an Erica, ich vermisste sie, wengleich ich diese Empfindung ärgerlich verdrängte. Ich hatte mich zu diesem Museumsbesuch gezwungen – man musste doch schließlich etwas *machen* und nicht den ganzen Tag zu Hause herumsitzen. Dort, in den hohen Gewölben, unter Menschen, die sich in Gesellschaft der

Familie oder ihrer Geliebten befanden (ich hielt es damals für das Ideal), fragte ich mich, warum ich nicht einfach daheim geblieben war in der vertrauten Geborgenheit meines Zimmers. Wieso hatte ich mich selbst unter Druck gesetzt? Wurde ich nun auch schon von diesem Zwang zur Aktivität geplagt? Oder fürchtete ich gar Ericas Reaktion, wenn sie hörte, dass ich den ganzen Sonntag zu Hause verbracht hatte? Hatte ich Angst vor ihrer Missbilligung, ihrer Verachtung, die ich damals ständig zu spüren glaubte? Das erstickende Gefühl der Verlassenheit, das mich ergriff, war noch stärker als auf meinen einsamen Spaziergängen durch die französischen Küstenorte. Und während ich scheinbar interessiert die Werke von Rembrandt und Vermeer betrachtete, hatte ich in Wirklichkeit keine Augen für sie, sondern nahm nur die Menschen um mich herum wahr, die ich zugleich beneidete und scheute, weil ihre Gegenwart meine nervliche Anspannung noch hervorhob. Ja, ich gab ein trauriges Bild ab, und all das, was Erica mir Stunden später vorwerfen sollte, hatte ich vermutlich da schon längst selbst gesehen.

Etwa gegen sieben Uhr, ich war gerade in der Küche und löffelte im Stehen das aufgewärmte Essen aus dem Topf, kam Erica die Treppe hochgestapft. Ah, dachte ich bei mir, sie ist noch immer guter Laune und hat vermutlich viel Lustiges zu erzählen.

Mit den Worten „So, erledigt!“ ließ sie sich auf einen Küchenstuhl plumpsen.

„Hast du was gegessen?“, fragte ich, die eine Hand schon am Brotkasten.

„Bin viel zu aufgeregt, ich esse nachher, lass nur! WIR HABEN EINE WOHNUNG AM MEER. In Egmond! Ein riesiger Glücksgriff!“

„Eine was? Wo?“ Ich war so überrascht, dass ich, ohne zu überlegen, nun doch das Brot herausholte und in einer Schublade das Brotmesser suchte.

„Wir ziehen nach Egmond aan Zee!“, sagte sie. „Ich brauche sofort Geld, ich muss gleich morgen früh die Abstandszahlung schicken. Den Schlüssel hab ich schon. Die Leute sind wahnsinnig nett, sie haben mir einfach so vertraut.“ Sie holte einen funkelneuen Schlüssel aus ihrer Jackentasche und hielt ihn mir strahlend vors Gesicht. „Es wird noch gebaut, sie sind aber fast fertig, nächsten Monat können wir einziehen.“ Es war ein völlig unüberlegter Akt, der auf eine Phase der Niedergeschlagenheit folgte. Eine Verzweiflungstat. Ein wilder Sprung nach einer Zeit der Passivität, die sie nicht länger ertragen hatte.

Wie vor den Kopf geschlagen sank ich auf den anderen Stuhl am Küchentisch. „Mein Gott, Erica – wie kannst du nur ...?“ Ich sprach nicht weiter. Sie sah so glücklich aus. Der Vogel hatte sich endlich für einen Rastplatz entschieden. Ich durfte sie nicht entmutigen, nicht jetzt; vielleicht konnte ich ihr in ein paar Stunden vorsichtig einige Fragen stellen, sie

eventuell später am Abend wieder in die Wirklichkeit zurückholen. Egmond aan Zee – wie weit war die Zugfahrt von Amsterdam?, dachte ich, außer mir. Vielleicht gab es einen Bus? Und unser jetziger Mietvertrag? Wie kamen wir da heraus?

„Ist es dir wieder nicht recht, nein? Musst du es wieder miesmachen? Du mit deiner ewigen Nörgelei! Du hast keinen Mut, nicht einen Funken Lebensmut. Das hier ist doch kein Leben!“ Mit einer ausholenden Armbewegung deutete sie auf die Küche und das Brotmesser, das ich gedankenlos in der Hand hielt. „Mensch, mach was aus deinem Leben, trau dich!“ Das Thema schien ihr zu gefallen, sie machte weiter, redete sich in Fahrt. „Wir leben hier wie zwei Sittiche auf der Stange. Jeden Tag das gleiche. So jung sind wir nun auch nicht mehr. Wie viele Jahre haben wir schon weggeworfen? Du vor allem. Immerhin bist du älter als ich. Und was machst du mit deiner Zeit? Bist im Büro. Und jetzt sitzt du da mit dem Brotmesser in deiner Küche mit den karierten Bordüren und dem karierten Wachstuch. Ach, dieses leuchtende Rot! Ist es nicht hübsch! Und am Mittwochabend bist du bei Dotje, Max und ihren plärrenden Kindern eingeladen. Dann gibt es Crêpes zum Gequengel. Am Samstagabend gehen wir ins Kino, und sonntags machen wir vielleicht mal einen Spaziergang zum Café ’t Kalfje. Guck dich doch mal an! Oh, ja, dein Sonntagskleid – zusammen mit dem neuen Halstuch sieht es aus wie neu! Das Leben ist schön, besteht aus Überraschungen und Tee trinken. Ich werde schon genauso wie du. Und merke es nicht mal mehr. Zwei alte Jungfern in einer Etagenwohnung.“ Sie fluchte plötzlich und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich muss hier raus. Vielleicht sollte ich weg von dir. Das hier ist nichts für mich.“ Und dann, sich an ihren neuen Plan erinnernd: „Wir ziehen nach Egmond. Das ist wenigstens was. Ein letzter Versuch.“

Die gezähnte Schneide des Brotmessers schnitt schmerzhaft in meinen Zeigefinger, mit dem ich während Ericas Ausbruch über die Klinge gefahren war. Ich leckte einen Blutstropfen ab, saugte an der Wunde. Was jetzt? Was sollte ich sagen? „Also, Erica“, fing ich besänftigend an. Doch sie entriss mir das Messer und begann, sich mit unbeherrschten Handbewegungen ihr Abendessen zuzubereiten. Zwei dicke Scheiben Brot, ein dickes Stück Käse, ein Glas Bier.

„Lass mich doch ...“ Ich war schon halb aufgestanden, aber sie warf alles hin, sah mich hasserfüllt an und rannte aus der Küche. Ich blieb noch eine Weile sitzen, den Schlag der Küchentür und das Pochen meines Herzens im Ohr.

Schließlich rief mich Dolly höchstpersönlich an. Sie wirkte längst nicht so hochmütig wie damals, bei unserer ersten Begegnung. „Können Sie nicht mal kommen?“, fragte sie. „Ich weiß nicht mehr weiter, und sie geht vor die Hunde.“

Ich ließ mich im Büro entschuldigen und machte mich eilig auf den Weg zu der angegebenen Adresse am Achterburgwal. Es war eines dieser verfallenen Grachtenhäuser, die man heute wohl für unbewohnbar erklären würde, die jedoch, solange sie von der Bauaufsicht unbemerkt blieben oder nicht durch zufällige Ereignisse den Kampf um ihre wackelige Existenz von allein aufgaben, eine gewisse Anziehungskraft auf ebenso wankelmütige Menschen mit künstlerischen Ambitionen ausübten. Ernsthafte Künstler, dachte ich mit der Pedanterie, die mein Selbstvertrauen stützen musste, bewohnten natürlich solide Gebäude, in denen man der Arbeit nachgehen konnte, ohne sich täglich über Verfall und Verschleiß ärgern zu müssen. Ich konnte die Vorderfront beinahe mit den Armen umfassen und verspürte Lust, das Haus gleich geradezurücken. Oben an der ausgetretenen Eingangstreppe suchte ich vergeblich nach einem Namensschild. Da sich auf mein Klingeln hin nichts tat und die Tür angelehnt war, nahm ich an, dass ich mich selbst einlassen sollte. Der Flur war dunkel und kalt. Nach Dollys Beschreibung musste ich in die oberste Etage, wohin ich tastend gelangte. Ich hörte einen Walzer auf dem Klavier und das Stampfen von Füßen. Aus lauter Verzweiflung rief ich: „Dolly“. Ich kam mir lächerlich dabei vor, doch dann wurde die Musik unterbrochen und eine Männerstimme rief: „Dolly, da ist jemand auf dem Flur.“ Ein Mädchen im Badeanzug öffnete die Tür. Ich betrat einen länglichen, leeren Raum, eine Art Atelier mit Spiegeln und einer Stange an der einen Wand; in der einen Ecke hing ein Trapez und in anderen standen ein Bett, ein Klavier und ein Schrank. Am Klavier saß ein junger Mann, der sich gleichgültig kurz zu mir umschaute, und in der Mitte des Saals standen ein paar Mädchen, die mich neugierig beäugten. Dolly kam gleich auf mich zu. Sie war also Tänzerin. Ich hatte mich nie gefragt, was sie beruflich machte, doch nun erschien es mir auf einmal logisch. Damals wusste ich nichts über Tänzerinnen, und ich muss zugeben, dass ich auf sie herabsah. Ehrlich gesagt, erschien es mir merkwürdig, dass jemand den Ehrgeiz verspürte, auf einer Bühne herumzuhüpfen und irgendwelche Verrenkungen zu machen. Bei dem Anblick

von Dollys spärlichem Trainingskostüm, aus dem ihre unnatürlich langen und muskulösen Beine von der Leiste abwärts herausragten, war mir eher unbehaglich zumute, und ich sah etwas verloren zu ihr auf, in ihre stechend blauen Augen und die sich darüber vorwölbende zartrosa Partie, in der die für mich unergründlichen Gedanken herumgeisterten. Mit einer ungeduldigen Handbewegung strich sie sich die verschwitzten roten Haare hinter die Ohren. Was sollte ich sagen? Was erwartete sie von mir? Sie ging jedoch schon zu einer Tür am Ende des Ateliers und sagte in einem Ton, als redete sie von einem kranken Hund: „Hier liegt sie“.

Die Kammer – und ich begriff, dass ich Ericas Heiligtum betrat – war dunkel, unbeschreiblich dreckig und verwahrlost. Das sah ich mit einem Blick. Hinter mir wurde die Tür geschlossen, und auf Dollys Kommando hin wurden der Walzer und das Gestampfe fortgesetzt. Auf einer niedrigen, breiten Couch, die unter das Fenster geschoben war und den meisten Platz in diesem Loch einnahm, lag Erica, das Gesicht auf dem Kissen. Die Decke war halb heruntergerutscht, und so konnte ich sehen, dass sie völlig bekleidet war.

Wie soll ich den Rest dieses Nachmittags beschreiben? Es bestand aus waschen und wischen, aufräumen und reinemachen, womit ich fieberhaft begann, nachdem mir klar geworden war, dass Erica ihren Rausch ausschließte. Wie kann ich sie schildern, diese widerlichen Einzelheiten, durch die das Leben, das sie jetzt führte, gleichsam vor mir ausgebreitet wurde? Hut und Mantel lagen im Erbrochenen auf dem Fußboden, mit Schimmel bedeckte Teller und Gläser standen im Waschbecken, überall schmutzige Kleidung, leere Flaschen, überquellende Aschenbecher, alte Zeitungen, verdorbene Esswaren. Ich hatte keine Ahnung, dass ein menschliches Wesen in einen solchen Zustand geraten konnte. Während ich unbeirrt und verbissen Ordnung schaffte, ging auch der Unterricht im Studio weiter. Erica musste hier verzweifelt gelegen haben, tanzende Füße und mechanische Musik im Ohr. In Hörweite waren Menschen gewesen, doch sie hatte sich nicht bemerkbar gemacht und niemand hatte ihr Hilfe angeboten.

Ich achtete auf die Geräusche und nutzte eine Pause zwischen zwei Tanzstunden, um den Abfalleimer zu leeren. Es kostete mich große Überwindung, Dolly zu fragen, wohin ich damit solle, sie mit Dingen dieser Art zu belästigen. Angesichts ihres gleichgültigen Ausdrucks fühlte ich mich wie eine übereifrige Florence Nightingale, eine lächerliche Heilige. Ich bat sie um frische Bettwäsche. Die habe sie im Moment nicht, und wozu denn überhaupt? Morgen sei doch alles wieder beim Alten. In ihrem Blick lag weder Missbilligung noch Hohn, sie zuckte nur mit den Schultern. Also machte ich mich schleunigst auf den Weg in die

Damstraat, wo ich auf die Schnelle Bettzeug, Handtücher, Unterwäsche und einen Pyjama kaufte.

Erica wachte nicht einmal auf, als ich sie beim Umziehen auf die andere Seite drehte. Ich wusch sie vorsichtig um die vielen blauen Flecken herum, und zurrte den Schlafanzug über ihren willenlosen Körper.

„Dolly ist etwas sadistisch veranlagt“ – diese Worte gingen mir wie ein Refrain durch den Kopf.

Als ich auch endlich ihren gereinigten Mantel und Hut zum Trocknen aufgehängt hatte, war es Abend geworden. Die Tanzstunden waren zu Ende, und Dolly war ausgegangen. Abermals wetzte ich los und holte Kaffee, Brot, Butter und Käse. In der schmutzigen Küche machte ich mir mein Abendessen.

Als Erica sich gegen elf Uhr endlich aus ihrem bewusstlosen Schlaf befreit hatte, stand ich mit ein paar Aspirin und einer Tasse Kaffee an ihrem Bett. Sie begrüßte mich mit einem ironischen Lächeln, und redete mich dann – nachdem sie ihren Blick durch das Zimmer hatte schweifen lassen – spöttisch mit dem Namen an, vor dem ich Angst gehabt hatte: „Hallo, Florence Nightingale!“

In der Nacht blieb ich bei ihr. Am nächsten Morgen ließ sie sich schweigend und willenlos nach Egmond mitnehmen. Auf der ganzen Zugfahrt gab sie nur einen einzigen Satz von sich. Mit dem ihr eigenen Spott im Ton und im Gesichtsausdruck (und war das im Grunde nicht immer Selbstironie?) sagte sie: „Jetzt hat Dolly zumindest die Putzfrau gespart.“

Ich wandte den Kopf zum Fenster, aber aus den Augenwinkeln sah ich, dass sie schnell die Lider über die plötzlich aufsteigenden Tränen schloss. Mit meiner Pflege, die ich übrigens sehr zurückhaltend dosierte, kam sie zusehends zu Kräften. Ihre Erholung würde eine neue Phase ihres Lebens einleiten, wie ich aus Erfahrung wusste. Das Geburtsrecht hatte man ihr streitig gemacht, doch ich vermutete, dass sie neben die geschlagene Wunde einen Zweig pflöpfen würde, der, schon bald zu voller Blüte gebracht, die Narbe zumindest vorerst verbergen würde. Sie begann nun mit Entschlossenheit von Amerika zu sprechen. Und ich, die ich im Büro die Unruhe und die Zweifel der jüdischen Kollegen sah, bestärkte sie in ihrem Entschluss. Mein Chef hatte das Personal aus seiner Lethargie gerissen, indem er es eines Morgens zusammengerufen und allen mitgeteilt hatte, er habe die Firma verkauft und gehe nach Amerika. In seinen Worten spürte ich seine Verlegenheit. Als wohlhabender Jude, der die Mittel für eine rechtzeitige Flucht besaß, hatte er ein schlechtes Gewissen, verspürte er eine gewisse Scham gegenüber jenen, die derselben Gefahr ausgesetzt waren, die aber eine

solche Vorkehrung nicht einmal erwägen konnten. Er fühlte sich natürlich mehr als Niederländer denn als Jude, und so bereitete seine – wie ich meinte – kluge Entscheidung ihm Schuldgefühle. Er versuchte, sich zu rechtfertigen, indem er nochmals auf die Bedrohung hinwies, ja, er hielt eine richtige Rede. Zunächst fasste er die politische Situation zusammen, schilderte die Machenschaften der niederländischen Nationalsozialisten und die Haltung der Partei im Vergleich zur NSDAP und endete dann mit dem Fazit, dass die niederländischen Juden dasselbe Schicksal ereilen würde wie die bedauernswürdigen Juden unter Hitler. Er nahm ein Buch von seinem Schreibtisch und gab es dem Buchhalter, der es weiterreichen sollte. Schließlich bekam ich es auch in die Hand. Darin war mit unzähligen Details und Tabellen das Leid der Juden unter dem NS-Regime dargestellt. Laut Gesetz galt Erica nun als „jüdischer Mischling ersten Grades“ – und ihr Schicksal würde sich kaum von dem der „Volljuden“ unterscheiden.

Neben zusätzlicher Hektik, ausgelöst durch den Verkauf der Firma und die bevorstehende Emigration des Direktors, herrschte im Büro eine gedrückte Stimmung. Endlose Debatten und Diskussionen der Mitarbeiter unterbrachen die Arbeit. Die einen hielten den Chef für einen Feigling und Verräter, die anderen beneideten ihn und konnten ihn deshalb nicht mehr leiden. Keiner bewunderte ihn wegen seiner klaren Einschätzung der Lage. Und obwohl ihre Gemütsruhe gestört worden war, konnten sie ihm nicht beipflichten. Denn damit hätten sie das Gefühl preisgegeben, als Niederländer – als die sie sich vorrangig fühlten – sicher zu sein.

Ich nahm das Buch abends für Erica mit nach Hause. Sie bemühte sich, ihr Entsetzen nicht zu zeigen und tat so, als ließe es sie kalt. Doch ihre Bemerkung tat mir in der Seele weh.

„Das ist doch Wahnsinn, Bea! Jetzt bin ich plötzlich eine Jüdin!“ Ungläubig und halb amüsiert, halb verzweifelt schüttelte sie den Kopf. „Da machst du was mit!“, sagte sie lachend und schloss dann mit „Amerika, Amerika, here I come!“, was sie drollig aussprach. Dennoch war ich überzeugt, dass sie nicht im Traum an eine Flucht gedacht hätte, wenn ihre persönlichen Schwierigkeiten sie nicht gezwungen hätten, grundlegend etwas zu ändern. Noch vor dem Wochenende verfassten wir einen Brief an Judy, den ich unterzeichnen sollte. „Es ist besser, wenn jemand anderes sie um etwas bittet“, meinte Erica. Bevor ich meine Unterschrift darunter setzte, kam mir plötzlich ein Gedanke. „Vielleicht war dein echter Vater gar kein Jude!“, rutschte es mir heraus. Wir hatten nicht mehr über dieses Thema gesprochen, und ich erschrak über meinen Fauxpas. Aber es war natürlich ein wichtiger Einwand, und ich

musste ihn aussprechen. „Das müsstest du dann meine Mutter fragen“, sagte sie, ohne zu zögern.

„Ich?“

„Aber ja. Wer sonst? Es ist deine Idee – und du glaubst doch wohl nicht, dass ich sie noch einmal wiedersehen möchte?“

„Aber ich kann doch nicht ... Wie könnte ich ihr diese Frage stellen? Ausgeschlossen, Erica! Ich bin eine Außenstehende. Sie würde mir was husten.“

Die Vorstellung, man müsse ihre Mutter für die begangene Sünde zur Rechenschaft ziehen, ließ Erica jedoch nicht mehr los. Sie war nicht davon abzubringen, und ich fügte mich, wenn auch widerwillig.

Noch heute kann ich das Gespräch mit Ericas Mutter im vornehmen Wohnzimmer des „Generals“ wortwörtlich wiedergeben, als hätte man es auf einer Grammophonplatte aufgenommen, und auch die Kränkung, die ich empfand, ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Zunächst der joviale Empfang – „Mädchen“ hier, „Mädchen“ da –, dann die abflauende Herzlichkeit, als meine Nervosität verriet, dass ich nicht gekommen war, um ihr einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Und schließlich meine umständlich formulierte und gestammelte Vorrede und die entscheidende Frage, die sich nicht mit vagen Umschreibungen verhüllen ließ. Als Antwort dann ihr inbrünstiger Monolog mit einer dramatischen Beschreibung ihrer damaligen Lebensumstände – das Plädoyer einer Verurteilten. Die Rolle der Anklägerin lag mir jedoch nicht. Fast fühlte ich mich schuldig angesichts ihrer leidenschaftlichen Verteidigung, während der sie die gefalteten Hände mit theatralischer Gebärde an den Busen presste oder die Arme verzweifelt nach mir ausstreckte. Die zur Rechtfertigung hervorgebrachten Klagen über „ihn“ und was „er“ gemacht habe (sie meinte ihren rechtmäßigen Ehegatten), hätten einen Richter ins Schwanken gebracht. Aber ich war nicht gekommen, um zu richten. Ich versuchte vergeblich, ihr das klarzumachen, und mein wiederholter Einwurf „Aber Mutter, das geht mich alles nichts an. Ich wollte nur ...“ verhallte ungehört.